



Joachim Hammann
Die Harmonie
der Welt

Roman

FRANKFURTER  VERLAGSANSTALT

Der Autor unterstützt aus den Honoraren dieses Buches
children first e.V., die Hilfe für notleidende Kinder
www.childrenfirst.de

1. Auflage 2006

© Frankfurter Verlagsanstalt GmbH,
Frankfurt am Main 2006

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Laura J Gerlach, unter Verwendung
eines Ölgemäldes von Karin Kneffel (o.T., 2003, 120 x 300 cm)

Herstellung: Thomas Pradel, Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 3-627-00137-0

1 2 3 4 5 -10 09 08 07 06

DAS VIERTE GEBOT

Wenn man größere Städte verläßt und über den Grüngürtel des Stadtrands hinausfährt, in dem die Einfamilienhäuser mit den kleinen Gärten stehen, schon leicht erschrocken, weil sie von städtebaulichem Wildwuchs, Gewerbegebieten, Autohändlern, Softwarefirmen, Billighotels, Großmärkten und Autobahnringen, bedrängt werden – wenn man das alles hinter sich läßt, kommt man durch eine Art Niemandsland, Äcker, Wiesen und Baumgruppen, einigen großflächigen Schildern nach zu urteilen in der Agonie, weil schon als Baugrund ausgewiesen, das sich schützend wie der Hirsebreiberg vor das Schlaraffenland vor ein kleinstädtisches und dörfliches Umfeld schiebt, das auf der anderen Seite an Wälder, Golfplätze, Seen, Hügel, das Naherholungsgebiet grenzt.

Wenn man in diese kleinen Städte und Dörfer kommt, sind die Enge, der Lärm und der Dreck der Stadt vergessen, und man glaubt, sich in einer Idylle wiederzufinden, in der die Zeit seit den fünfziger Jahren, manchmal seit dem Ende des neunzehnten Jahrhunderts stehengeblieben ist. Man glaubt, eine reinere Luft zu atmen und überall nicht das Surren des Stadtverkehrs, sondern das Zwitschern der Vögel zu hören, in stilleren Minuten auch das Schlagen von Tennisbällen und die freundlichen Warnungen von Fahrradklingeln.

Diese Kleinstädte und Dörfer sind traditionell, seit mehr als hundert Jahren, die Wohnorte der ganz, ganz reichen Familien, der großen Bankiers, der Multimillionäre, der Top-Unternehmer – Grünwald bei München, Kronberg bei Frankfurt, Grunewald in Berlin, Blankenese bei Hamburg.

Außerhalb von Düsseldorf, schon durch den breiten Rhein ge-

trennt und beschützt, gibt es auch so ein Städtchen, bezeichnenderweise Gartenstadt Meererbusch benannt, ein grünes Ghetto der Superreichen, mitten in einem kleinbürgerlichen Umfeld, der Stadt Meerbusch, gelegen und ansonsten, klassisch, an einen Wald und einen Golfplatz grenzend.

In der Gartenstadt Meererbusch lebte die Familie Terstappen, mit einem Garten, der ein kleiner Park war, und in einem Haus, das, obwohl sehr modern, von der Größe her sich die Bezeichnung Herrenhaus oder Palais verdiente – eine Familie, die in jeder Hinsicht eine Traumfamilie war: enorm reich, aber gleichzeitig höchst gebildet, mit einem promovierten Unternehmer und Kunstfreund als Familienvorstand, Ehemann und Vater, Dr. Alexander Terstappen; mit einer Dame des Hauses, Ehefrau und Mutter, die aus bester Familie, einem adeligen Haus im Münsterland stammte, Friederike Terstappen, geborene von Deerden, eine Mäzenatin und Wohltäterin; mit zwei bildhübschen, wohlgeratenen Söhnen, jeder für sich die Freude seiner Eltern und ein Mädchenschwarm; Michael und Thomas Terstappen, die gerade ihr Abitur bestanden hatten, der jüngere, Michael, bereits mit siebzehn, nachdem er zwei Klassen auf dem Gymnasium übersprungen hatte, und die, zwei *golden boys*, zu den allergrößten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten; mit einem Dienerehepaar und einer Haushälterin, aber weder einem Hund noch einem Chauffeur.

Michael und Thomas Terstappen durften nach heutigem Verständnis als zwei Mitglieder der Erbengeneration gelten – einer Generation, deren Vorväter den Grundstein zu großen Vermögen in der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit gelegt, es in den letzten zwanzig Jahren, mit finanziellen Quantensprüngen bis in unfassbare Größenordnungen hinein, vermehrt hatten und die jetzt – ihre Zeit war um – der Reihe nach starben.

Was Michael und Thomas von den anderen Mitgliedern unterschied, war nicht so sehr, daß sie zwei ganz besonders vom Schick-

sal verwöhnte und von der Tüchtigkeit ihres Vaters und dem Vermögen der Mutter begünstigte Erben waren, sondern daß sie nicht die Absicht hatten, auf das natürliche Ableben ihrer Eltern zu warten.

Eines Tages, da stand ihr Plan schon Monate fest, verblüffte Michael seinen Bruder Thomas mit der Ankündigung, beim beabsichtigten Killen der Eltern und zum genauen Zeitvergleich, den sie dafür brauchten, die Armbanduhren anzulegen, die ihnen Mutter zum Bestehen des Abiturs geschenkt hatte.

»Karma«, meinte Michael.

Denn weder er noch Thomas waren von den Präsenten begeistert gewesen. Michael erklärte, daß die Breguet Marine GMT, die er bekommen hatte, eine Uhr war, die allerhöchstens an das Handgelenk Frankfurter Investmentbanker-Fuzzis paßte, die, kaum daß sie gelogen, betrogen und abgezockt und kistenweise Bordeaux-Weine, die von Parker 88 Punkte und mehr bekamen, mit ihren Großanlegern versoffen, aber ein paar tausend Kleinaktionäre in den Ruin getrieben hatten, das gemein verdiente Geld sofort dazu benutzten, um aller Welt zu zeigen, daß sie nicht nur ethisch, sondern auch ästhetisch keinen Stil besaßen.

Thomas war der Meinung, daß seine Lange 1 eine einzige Peinlichkeit war. Zwar seien die Zeiten, in denen Bundesligaprofis einen Mercedes SL mit Spoilern steuerten, weiße Socken zum dunkelblauen Anzug von Peek & Cloppenburg, Uhren von Breitling und einen Vokuhila-Haarschnitt trugen, vorbei; sie konnten nach wie vor das ABC nur bis D aufsagen, aber jetzt trugen sie Prada-Anzüge, fuhren Ferrari und hatten eine Lange 1 um. In diese Liga wolle er auf keinen Fall absteigen.

Thomas tat die Uhr nur einmal um, am Abend, als er sie geschenkt bekam, und sagte Mutter, er fand, so gehörte sich das, »Sieht echt cool aus, oder? Vielen Dank!«

Ab dem nächsten Tag trug er wieder seine alte Rolex Daytona. Die hatte er auf der Alpina-Hütte, oben auf der Corviglia in

St. Moritz, von einem wunderbar zarten Bündnerfleisch und knackigen Cornichons nicht satt, aber appetitlich angeregt, durch zu viele Cüplis Champagner und zu viele Gläser eines köstlichen Aigle les Murailles beschwingt und von Rina, voll von Koks, unter dem Tisch mit der Hand durch den Reißverschluß der Bogner-Hose auf dumme Gedanken gebracht, wie immer unternehmenslustig, aber an diesem Tag besonders gut gelaunt, einem Immobilienmakler aus Appenzell namens Jürg Abegg für fünfzehntausend Franken spontan vom grobknochig-unedlen Handgelenk weggekauft. Anschließend tranken Thomas und Michael mit Rina, ihrem stets besoffenen Bruder Jojo, Jürg und seiner Lebensgefährtin Regula noch ein paar Cüplis und dann noch ein paar, und Jürg war so lange happy, bis Thomas, ziemlich breit, ihn nur noch mit Jörg anlallte. Das ging Jürg mit ü wohl gegen seinen schokoladigen und schneeigen Schweizer Nationalstolz; als er dann noch schnallte, daß seine Regula, inzwischen auch voll knülle, mit Thomas zu schäkern begann, jedenfalls viel zu wenig Widerstand leistete, als Thomas ihr die rechte Hand zwischen die strammen Oberschenkel schob und tastend, in Blindverkostung, zu erraten versuchte, mit was für einer Marke Unterwäsche Regula ihre gigantischen Arschbacken (und diverses anderes) im kalten Engadiner Winter warmhielt, stand er abrupt auf, schimpfte »Sauschwab!«, was, wie Thomas wußte, der ein Jahr im Institut auf dem Rosenberg in St. Gallen verbracht hatte, ein beleidigender Ausdruck für Deutsche war, und zog Regula mit sich fort, bevor Thomas, der schon ausholte, aber von Michael und Jojo gebremst wurde, ihm eins auf die Nuß geben konnte. »Blöder Schweizer Löli!« schrie Thomas ihm noch hinterher, was, wie er im Lande gelernt hatte oder jedenfalls zu wissen glaubte, für Eidgenossen eine schlimme Beleidigung ist. Für drei Sekunden war Ruhe, dann nahm Rina ein Glas Wein von irgendwo auf dem Tisch und schüttete es Thomas ins Gesicht. Das war der krönende Abschluß der kleinen Feier, aber nichts Neues von Rina. Ab so und so vielen Gläsern konnte sie ihre Gedanken nicht mehr ordnen und ihre

Gefühle nicht mehr kontrollieren, eins von beiden oder beides auf einmal, und inszenierte unhübsche, kleine Eifersuchtsdramen.

Der gute Jürg würde, da war Thomas ziemlich sicher, den schnellen Verkauf der Daytona für den Rest seines Lebens bereuen, und vermutlich die Bekanntschaft mit ihm auch.

Aber genau für solche Art von Späßchen hatte Thomas immer ein Bündel Scheine in der Gesäßtasche. Tausender und Hunderter. Das hatte er von Onkel Hännies gelernt, Mutters Bruder, dem Grafen Johannes von Deerden. Der war der Meinung, daß sich jeder (jede sowieso) durch den Anblick eines Bündels Banknoten und die Aussicht, das bald in der eigenen Brief- oder Handtasche verschwinden lassen zu können, zum Affen machen ließ. »Als ich ungefähr so alt war wie ihr, na ja, ein paar Jahre älter, habe ich nur Dummheiten im Kopf gehabt«, hatte er Michael und Thomas um das Reifezeugnis herum mit auf den Lebensweg gegeben, »und gedacht, daß es nichts Schöneres auf der Welt gibt, als in irgendeiner Bar einen Haufen Armleuchter einzuladen und sie alle so besoffen zu machen, daß sie auf den Boden pissen und kotzen und sich für den Rest ihres Lebens schämen, dageigewesen zu sein. Monarchen und wirklich Reiche, das solltet ihr eigentlich wissen, haben nie Bargeld dabei. Die gehen einkaufen oder mit ihrem Hofstaat essen, und hinterher schickt man ihrem Sekretär die Rechnung. Diese Bargeld-Angeberei ist widerliches, geschmackloses Getue von Neureichen. Also, laßt es bleiben.«

Michael und Thomas waren sauer, daß sie Geschenke für damals dreißigtausend Mark bekommen hatten, wohingegen Mitabiturianten Dominik Odenthal von seinen Eltern, die anscheinend wußten, wie schwer es heutzutage war, das Abitur mit einem Notendurchschnitt zu bestehen, der einem nicht gleich das ganze zukünftige Leben vermasselte, angemessen mit einem Porsche Carrera 4 belohnt wurde, mit dem er, ein paar Monate später, zum Saisonauftakt nach Zürs raste, um ihn auf der Flexenstraße gegen einen Lawinenüberdachungspfeiler zu knallen und zu Schrott zu

machen. Er bekam von seinen Eltern sofort einen neuen. Die Odenthals hatten nämlich immer Angst, daß man denken könnte, sie hätten vielleicht nicht soviel Geld, wie sie hatten. Die Angst war nicht unberechtigt. Sie hatten, in zweiter Generation, aus einem Kolonialwarengeschäft einen Konzern mit 450 Mitarbeitern gemacht, der rheinische Spezialitäten bis in die USA und nach Japan verkaufte, aber der Geruch von Billiggerichten, Schnellküche und langsam verderbenden Lebensmitteln hing noch immer an ihnen, und den versuchten sie ständig, mit allerlei halbgenauen Maßnahmen abzulegen.

Vollends enttäuscht aber waren Michael und Thomas, als sie erfuhren, daß sich ihr Freund Oliver Rennefeld sein Abiturgeschenk selber gekauft hatte: ein angeblich geiles (wie sie später erfuhren, recht kleines) Apartment in der South Street mit Blick auf die East-River-Brücken. Die persönlich empfundene Kränkung, die für Michael und Thomas von dieser Nachricht ausging, war auch nicht dadurch aus der Welt zu schaffen, daß Thomas meinte, die Wohnung brauche Olli doch nur, um sich von dieser amerikanischen Dummtussi Sharon die Eier kralen zu lassen. Der sei doch voll uncool und zu verklemmt, um in Deutschland ein Mädchen zu finden, bei dem er seinen Samenstau loswerden könne.

Michael und Thomas wagten nicht nachzufragen, was das kleine Abenteuer gekostet haben mochte, denn sie waren beide oft genug in New York gewesen, um zu wissen, wie teuer die Wohnungen da unten an der Lower East Side waren. Olli, ansonsten nicht gerade ein geistiger Gigant, war wach genug, um zu merken, wie verändert die Atmosphäre war, seit er diese Neuigkeit bei Michael und Thomas losgeworden war, und setzte dem schon skandalösen Eigenerwerb des Apartments noch eins drauf, indem er ungefragt verkündete, die Bude habe schlappe zwei Mios gekostet. Und wie ein großer Schauspieler wußte er, zumindest an dem Tag, ganz genau, wo und wie er seine effektivsten Pausen zu setzen hatte. Nach einer Zeit, in der Michael und Thomas wirklich

an seinen Lippen hingen, fügte er hinzu: »Für die Lage und Aussicht geradezu geschenkt.«

Als sie wieder allein waren, hatte Thomas seiner Wut auf Olli Luft gemacht. »Der hat doch Minderwertigkeitsgefühle! Dem kann man nicht alles glauben!«

Das war vor zwei Jahren gewesen. Da war ihnen beiden, Thomas wie Michael, zum ersten Mal klar geworden, daß sie, verglichen mit Olli und Dominik, ganz arme Schweine waren und nur dann mithalten konnten, wenn sie sich sehr schnell Geld besorgten.

Ollis Eltern waren zwei ganz peinliche Exemplare vom Typus Alt-Hippie, die an guten Tagen wie Thomas und Thea Gottschalk aussahen und an schlechten, wie Michael immer sagte, wie Hansi Hinterseer und Rudolph Moshammer (er wie Hansi, sie wie Rudi), die mit null angefangen und ein wenig Geld, vielleicht fünfzig Millionen, verdient hatten. Zunächst mit alternativer Kosmetik, schließlich mit einer ganzen New-Age-Produktlinie, bis hin zu biologischen Gleitcremes und Präservativen. Zuletzt hatten sie sich, ganz ihrer Öko-Linie treu, einen schloßgroßen, alten Reiterhof als Wohnsitz gekauft, den sie, ostentativ bescheiden, immer unsicher, immer mit dem Gefühl, nicht wirklich mithalten zu können, als »unser Landhäuschen« (*Häuschen!* Oh, Kacke! Manche Leute waren so leicht zu durchschauen!) bezeichneten und den sie mit dem geschmacklosen Country-Stil von Gunther Lambert vollgestopft und mit ausgesuchten Sofa-Scheußlichkeiten von Rolf Benz ergänzt hatten.

Nein, nein. Ihre Eltern hatten Geld. Richtiges Geld. Viel Geld. Sehr viel mehr Geld als Dominiks und Ollis Eltern.

Das Problem war, daß *sie* keines hatten.

Zwei, drei Monate später war Thomas' Wut verraucht. Oder, richtiger: hatte sich einen anderen Adressaten als den armen Olli gesucht.

Und zwar den alten Dad – Dr. Alexander Terstappen. Seines

Zeichens promovierter Kunsthistoriker und erfolgreicher Unternehmer, Kunstsammler und Museumsbauer, und gelegentlich ätzend unstolzer Vater zweier wunderbarer Söhne.

Am alten Dad, dachte Thomas für sich, konnte er sich sehr viel effektiver rächen! Erstens brachte das auf Dauer viel mehr Befriedigung, als immer auf dem armen Olli herumzuhacken, und zweitens hatte das den Vorteil, daß man Zahlen ins Spiel bringen konnte, die ganz sicher ausreichten, Ollis Minderwertigkeitskomplex turbomäßig zu vergrößern.

Thomas mußte Michael nicht groß überreden.

Michael war sofort bereit, bei dem mitzumachen, was als private Fehde und Rachefeldzug von Thomas gegen Olli begonnen hatte, und sie beschlossen, schon in der ersten Abstimmung, einvernehmlich, ohne Gegenstimme, ihren Eltern nicht nur zwei Millionen Dollar, sondern das ganze Geld wegzunehmen, um sich, je nach Laune, nicht nur ein Condo in der Lower East Side, sondern zwei Blocks im Financial District, zwei oder auch sechs Aston Martins zu kaufen und, darauf freute sich Thomas besonders, irgendwelche blöden Langhaaraffen mit großzügigen Geschenken und gezielten Geldzuwendungen so stumm zu machen, daß sie sich widerstandslos aufs Gesicht kacken ließen.

Der alte Dad brauchte sein Geld nicht, persönlich war er nämlich voll bescheiden. Er hatte vor vier Jahren seine Firmen verkauft, und seitdem spielte er, so sahen es Michael und Thomas jedenfalls, mit dem Geld nur noch herum. Dr. Alexander Terstapen hatte sich für das Geldausgeben ausgerechnet für eine abwegige, weil unangemessen, geradezu absurd teure Variante entschieden: Bilder deutscher Maler. Schwerpunkte Düsseldorf, im Speziellen Oberkassel, und Gruppe ZERO. Schon in seiner Studentenzeit hatte der alte Dad damit begonnen, Gerhard Richter, Günther Uecker, Sigmar Polke, Otto Piene, Dieter Roth, Heinz Mack und Gotthard Graubner zu kaufen, dann noch Norbert Kricke, Bruno Goller, Ludwig Wilding, Herbert Goetzing, Rupprecht Geiger, Ferdinand Kriwet, Karolus Lodenkämper,

Herbert Oehm, Adolf Luther, Palermo, Norbert Tadeusz, Daniel Spoerri und später Arman, Jean Tinguely und Lucio Fontana; in letzter Zeit waren AR Penck, Markus Lüpertz, Georg Baselitz, Jörg Immendorff, Anselm Kiefer und solche deutsche Helden drangekommen. Gottseidank hatte der alte Dad davon abgesehen, so ganz krank in der Birne war er dann doch nicht, sich Brocken ranziger Butter von Joseph Beuys in die Eßzimmerecken zu legen.

Sie konnten die Namen, vom alten Dad eingetrichtert, im Schlaf, alphabetisch in rückwärtiger Reihenfolge, aufsagen. Neuerdings sollten sie sich noch Namen wie Tim Eitel, Neo Rauch, Norbert Bisky und, die große Neuentdeckung des alten Dad, Peter Arndt Loht, merken.

Aber das war wohl nicht mehr nötig.

Es war eine beeindruckende Sammlung. Aber man mußte nur daran denken, was sie insgesamt gekostet haben mochte, um voll zu verzweifeln. Bei moderner Kunst war die Preis-Gegenwert-Relation, das hatten Michael und Thomas dem alten Dad oft genug versucht darzulegen, völlig fiktiv, und einen so hohen Preis für etwas zu zahlen, aus dem man nicht wirklich Genuß ziehen konnte, war etwas, das sie absolut nicht verstanden.

Irgendwie, fanden sie, war das wie bei den Öko-Produkten von Ollis Eltern: geringste Entstehungskosten, dann eine Zugabe von theoretischem oder esoterischem Wischi-Waschi-Quatsch, an den viele Leute aber glaubten, und dann völlig verstrahlte Verkaufspreise.

Michael und Thomas hatten vor, wenn es eines Tages nach ihnen ging, aber vorläufig ging es ja noch nicht nach ihnen, das Geld für etwas Sinnvolles auszugeben, das in einer vernünftigen Relation von Preis und Leistung stand: wie zum Beispiel eine Sommervilla in St. Tropez. Oder ein *co-op* in New York, möglichst weit weg von Olli, auf der Westseite des Central Parks; sie könnten dann auch mit ultracoolen Abkürzungen wie CPW für Central Park West herumschmeißen, wie Olli das so gerne tat. Sie würden sich

ein anständiges Auto kaufen können; der SL, den Michael fuhr, war alt, und einen neuen SL wollte er nicht; der sah, da mußte Michael Thomas recht geben, inzwischen ja so verkackt aus wie eine Mitsubishi-Design-Studie; und der neue Mercedes SLR McLaren war noch ätzender, aber wohl das Richtige für Leute von der geistigen Größe eines Promifriseurs oder mit dem guten Geschmack einer alpenländischen Volksmusiksängerin. Ein Aston Martin DB 9 Volante hingegen wäre nicht schlecht. Porschefahrer Thomas kündigte an, er werde sich, wenn alles gut gelaufen und vorbei war, einen silbernen Mercedes 300 SL Oldtimer mit Flügeltüren kaufen.

Sie schworen beide, sie würden, wenn sie das Geld endlich hatten, nie mehr Linie fliegen und mit einem Haufen Arschlöchern in langen Schlangen an Check-in-Countern stehen, nur um bei der Ankunft schon wieder dieselbe Kacke an den Schaltern von Hertz und Avis durchmachen und dann noch ewig weit zu irgendwelchen Parkplätzen latschen oder sich in Shuttlebussen dorthin karren lassen zu müssen, sondern in einen Learjet steigen und sich zu einem kleinen Flughafen, direkt am gewählten Ferienort, bringen und sozusagen vor der Haustür absetzen lassen.

Sie überlegten, einen mehrwöchigen Segeltörn in der Karibik zu machen, auf einer schönen, alten Teakholzyacht, mit anschließendem Urlaub auf Mustique, wo es möglich sein müßte, die Villa von Mick Jagger zu mieten. Eine kleine Mittelmeerkreuzfahrt auf einer supermodernen, durchgestylten Motoryacht, der eigenen natürlich, mit den Bildern des alten Dad an den Wänden (die selbstverständlich nicht mit diesen ekligen Teakholzpaneelen verkleidet sein durften, sondern blütenweiß sein mußten) und mit kurzen, aber heftigen Landurlauben in St. Tropez, Portofino, Ibiza oder Porto Cervo. Im Winterhalbjahr könnten sie, arbeiten brauchten sie ja nicht mehr, in einem schmucken Chalet beim Suvretta wohnen, den ganzen Tag snowboarden, Cüplis trinken, sich abends ein paar *lines* reinziehen und im Dracula-Club abtanzen, *Big V* einwerfen und ein paar Schneehäschen poppen. Sie fan-

den es cool, von einem Helikopter aus zu kanadischen Tiefschneeabfahrten zu starten, und plantan, Skiurlaube in Park City zu machen, weil der *champagne powder* in Utah noch besser war als französischer Champagner, das schloß den Selosse ein, oder das von Rina favorisierte weiße Pulver. Die Welt war groß und weit, und es gab Millionen sinnvoller Möglichkeiten, Geld auszugeben.

Es mußte ja nicht so was ätzend Spießiges wie eine Finca auf Mallorca sein.

Der alte Dad war krank im Kopf, aber konsequent: Er fuhr einen Mercedes S-Klasse, wohl sechs Jahre alt, und hatte sich als Abiturgeschenk für seine Söhne zwei gebrauchte VW Golf ausgedacht. »Eigene! Ganz zu eurer Verfügung!« wie er groß ankündigte, denn die Terstappens hatten außer Vaters Mercedes und Mutters Mercedes noch einen Golf, mit dem das Dienerehepaar seine Besorgungsfahrten machte.

Thomas durfte, Michael war noch keine achtzehn, mit allen drei Autos fahren. Wie überaus großzügig.

Mutter hatte die Pläne des alten Dad vereitelt, nicht zuletzt aus Stolz auf das Abitur von Michael, der einen Notendurchschnitt von 1,1 geschafft hatte, und weil sie dachte, sie müsse ihren beiden Söhnen zu verstehen geben, wie glücklich sie sie auch sonst machten. Daß sie mit der Wahl der Uhren geschmacklich danebenlag, war darauf zurückzuführen, daß sie aus einem ganz alten Geschlecht und sehr vermögenden Elternhaus stammte, in dem Geld, politische Verbindungen, gesellschaftliche Stellung und hohe Bildung eine solche Tradition und Selbstverständlichkeit hatten, daß man nur noch daran dachte, den inneren und äußeren Reichtum der Familie zu mehren, aber ganz weit davon entfernt war, sich persönlich etwas zu gönnen oder sich mit den Vorzeigeobjekten und Prunkstücken der Neureichen, goldene Uhren und Sportwagen, zu schmücken.

Johannes oder Onkel Hännies, wie er sich selber so gern nannte, Mutters Bruder und Chef des immer bescheiden als Stammhaus